

Vier Kühe und die Suche nach der Freiheit

Im Frühsommer vor einigen Jahren traten vier Kühe – Rosalie, Freya, Leila und Sontze – in einer saftgrünen Ecke des Maiensäßes zusammen, um über ihre Zukunft zu beraten. Erst vor wenigen Tagen war die Alm in den Alpen bestoßen worden. Das Wetter war trocken und sonnig, die Nacht bereits lau für die Jahreszeit, und die Rinder vollführten Freudensprünge ob des wiedergewonnenen freien Ausgangs inmitten von Löwenzahn, Wiesenblumen, Goldhafer und Hornklee. Nur die Sennenhunde störten ein wenig, denn sie waren in Frühlingslaune wie die Kühe und hielten die Herde überaus eifrig zusammen.

Freya, eine Mutterkuh, die erst vor Kurzem zum zweiten Mal niedergekommen war, bedauerte, bald auf die Oberstaffel verlegt zu werden. Die Triftwege dort waren beschwerlich und das Leben weniger spaßig, da dort nur erfahrene Berggänger hinkamen und kaum noch Touristen, die man beim Bewundern der letzten Aurikeln, von Enzian, weichhaarigem Pippau und Teufelskralle mit etwas Schnauben und Haxenzusammenschlagen aufscheuchen konnte. – Einfach zu drollig, wie die Wanderer von dannen eilten!

Rosalie konnte Freya nur beipflichten. Die dreijährige Milchkuh mit dem schweren Euter war vom Helikopter auf den Niederleger gebracht worden, um ihr die mühsame Alpauffahrt zu Huf zu ersparen. Das war zwar exquisit modern und passte irgendwie zur sorgfältig durchgekämmten Stirnlocke der schwarzen Freiburgerin mit zwei, drei weißen Sprenkeln. Aber vor Höhenangst war ihr erneut schlecht geworden. Zudem könne sie im steilen Gelände der Hochalm kaum stehen, und immer wieder zwackten ihr die Disteln in die Haxen.

Leila, die dunkle robuste Schnitzkalbin der Aberdeen-Rasse, war unfruchtbar, nachdem sie wegen der Plazentaverbindung bei zweigeschlechtlichen Kuhzwillingen über Gebühr männliche Hormone abbekommen hatte. Sie erwartete von der Zukunft

insgesamt nichts Gutes und hegte den Verdacht, der Bauer hätte sie nur des Geschmacks ihres Fleisches wegen noch für ein paar Wochen auf die Matte bringen lassen oder aus Mitleid, weil sie herzerbärmlich muhte, als die anderen Kühe zur Sömmerung aufbrachen. Jedenfalls war sie, Leila, zu allem bereit, um einem frühen Tod von der Schippe zu springen.

Die Färse Sontze, ein fast schon blondes Braunvieh – je nachdem, wo die besagte Alm lag, auch als Galtlig, Kalbe, oder Schump genannt – konnte kaum stillhalten, um dem Gespräch der anderen zu folgen, so rührig war sie und begierig, sich in jedes Abenteuer zu stürzen.

„Habt ihr schon von Yvonne, meiner Artgenossin gehört?“, muhte Freya melodiös. Die Schönheitskönigin des letzten Herbstes streckte ihren vor Kraft strotzenden, geraden und niedrigen Rücken und schüttelte feurig ihr Haupt. „Von Yvonne, der wilden Kuh, die vor ein paar Jahren ausgebüxt und für Monate im Wald verschwunden ist.“

„Ja, natürlich“, antwortete Rosalie und sumnte den geläufigen Kuhsong ‚Yvonne, Du wuide Kua‘ der lässigen Gnadenkapelle mit Inbrunst.

„Genauso etwas wie dem Fleckvieh Yvonne schwebt mir vor“, fuhr Freya fort. „Wir büxen aus, machen uns in alle Himmelsrichtungen davon und erkunden die Freiheit, die totale Ungebundenheit.“

„Muh, muh, muh“ stimmten die drei anderen in verschiedenen Tonlagen zu und fanden, das sei eine exzellente Idee: keine Disteln, keine kalten Nächte, kein stoisches Herumstehen im Regen, keine dummen Hunde, viel fettes Gras und unermessliche Möglichkeiten wiederkäuend zu chillen.

„Nein, nein, nicht zum Ausruhen, zum Rumtollen!“, warf Sontze dazwischen. „Ich hau ab in den Süden.“

„Nicht so schnell“, widersprach Leila. „Wir sollten auslosen, wer wohin geht, und uns im nächsten Jahr hier oben auf der Alm wieder treffen, um uns über unsere Erfahrungen auszutauschen.“

Mit letzterem Teil des Vorschlags waren alle gleich einverstanden. Um die Verlosung der Himmelsrichtungen jedoch entbrannte ein Disput, der manch ein Horn zusammenknallen ließ und dessen Hitze erst abflaute, als der Senn sich anschickte, zu ihnen zu kommen, um für Ordnung zu sorgen. Schließlich einigte sich das Rindvieh darauf, die Idee mit dem ‚Wer den längsten Halm zieht, hat gewonnen und kann wählen‘ zu verwerfen, denn diese Methode würde die Rasse mit der größten Schnauze bevorteilen.

Leila hatte endlich die Eingebung, die Himmelsrichtung der Flucht sollte doch nach der inneren Bestimmung jeder Kuh gewählt werden. So gehöre ‚Freya‘ nun mal zum Norden und so weiter. (Insgeheim hoffte Leila dabei für sich selbst auf den Süden, weil dort die Mondnächte am schönsten sein sollten.) Nach viel weiterem Gebrüll kamen die vier am Ende überein, die Methode Leilas sei alles in allem die beste. (Nicht zuletzt rechneten sich alle Chancen auf ihre Wunschdestination aus, dort, wo die Rosen blühen, wo die Sonne immer scheint und die Mondnächte so lau ... Nur Freya schielte von Anfang an auf den Norden, da sie sich von dort nicht nur am meisten Freizügigkeit versprach, sondern auch fand, ihre königliche Gestalt gehöre in den nordlichternden Götterhimmel.)

Das darauffolgende endlose Palaver endete zu guter Letzt mit folgender Verteilung: Freya in den Norden; Sontze in den Süden; Rosalie in den Westen, wo die Blumen besonders saftig stünden, und Leila – tief seufzend – in den Osten. Ihr Protest, die Sonne gehe doch im Osten auf, sei also für Sontze wie geschaffen, war mit drei zu einer Stimme abgeschmettert worden.

Des Weiteren wurde beschlossen, Sontze sollte sich gleich Richtung Passhöhe davonmachen, um sich anderntags noch vor Sonnenaufgang in den südlichen Kastanienwäldern zu verstecken. Die drei anderen wollten den Alpsegen des Senns abwarten, erst in der Dämmerung davonschleichen, tief ins Tal hinabsteigen und sich dort trennen, um ihre jeweilige Richtung einzuschlagen. Die Sache wurde mit einem feierlichen Eid auf die Freiheit und das Wiedersehen im nächsten Jahr besiegelt.

Als die Rinder sich im nächsten Jahr wieder auf der Alp einfanden, gab es ein großes Muhen und Hallo mit Küsschen rechts und Küsschen links, aber dann steckten sie ihre Häupter zusammen und waren begierig, den Erfahrungsberichten der anderen zu lauschen. Rosalie, deren Euter trotz der Strapazen noch gewachsen war und die eindeutig am schwersten trug - Freya war nicht trächtig -, durfte beginnen.

„Je weiter ich in den Westen kam, desto mehr geriet ich ins Staunen. Zuerst einmal muss ich sagen, dass ich wegen der vielen Häuser, Dörfer und Städte kaum noch ein Waldstück fand, in dem ich mich tagsüber verstecken konnte. Aus Not stellte ich mich eines Tages - es regnete in Strömen - stoisch auf eine dieser geräumigen Inseln, um die alle in ihren Gefährten herumdonnern. Und siehe da, nichts geschah. Einige hupten, andere klatschten, soweit ich das bei diesem Wetter richtig mitbekam, und eine ließ das Fenster runter, lachte und rief ‚Weiter so, Yvonne!‘. Die meisten aber nahmen von mir überhaupt keine Notiz und drehten ihre Runde. Ein wenig zwar hat mich das in meinem Stolz als Milchkuh verletzt, aber hauptsächlich war ich sehr erleichtert: Kein Versteckspiel mehr, einfach hinstellen und ruhig verharren, das genügte scheinbar vollauf, um dort im Westen nicht belästigt zu werden.“

„Die haben dich sicher mit einer Skulptur verwechselt“, maulte Sontze dazwischen. „Auf meiner Reise bin ich an so einem Park mit lauter verschiedenfarbigen Kühen vorbeigekommen, die sich nicht bewegten, obschon ich sie laut anmuhte.“

„Ja, so mag es gewesen sein“, fuhr Rosalie fort. „Jedenfalls war meine Reise fortan ein Kinderspiel. Die Ställe dort im Westen – sofern man diese Einrichtungen überhaupt noch als solche bezeichnen kann – sind alle technisch bestens ausgerüstet, hoch automatisiert. Man hält am Trog die Schnauze hin, schon sprudelt das Wasser. Oder oben unter dem Dach läuft ein kleiner Kran hin und her und berieselt einem mit Heu, Silo- und Kraftfutter.“

„Muh, muh, muh“, staunten die drei Zuhörerinnen.

„Im letzten Stall, bei der letzten Herde, ganz im Westen, wo ich mich eingeschlichen hatte, war alles voll automatisiert, kann ich euch sagen. Da gehst du zu einem bestimmten Ort und schon wirst du von oben bis unten massiert und durchgebürstet. An einer anderen Stelle hältst du deine Klauen hin und eine Maschine übernimmt so präzise und schmerzlos die Pediküre, wie es nur geht. Zum Schutz werden dann deine Hufe noch dunkelrot eingepinselt. Zur Milchabgabe stellt man sich in der Rangordnung in eine Reihe und geht durch eine Art Schleuse, und – ehe man sich's versieht – werden die Zitzen erfasst und die Milch wird abgepumpt.“

Die drei anderen schüttelten ungläubig den Kopf, und Leila bemerkte verschmitzt: „Bei deinem voluminösen Euter konntest du dich bestimmt immer vorne anstellen.“

„Nein, nein, überhaupt nicht. Die Kühe dort geben zum Teil doppelt so viel Milch wie ich. Und dann ist mir auch noch ein riesiger Fauxpas unterlaufen: Ich bin zum Kacken nicht an die richtige Stelle gegangen – ein riesiger Rost über einem Sammelbecken für den Fladen mit einer Anlage zum Absaugen des

Methangases und automatischer Spülung - und wurde dafür von der Leitkuh Monica unsanft zurechtgewiesen: Erstens, wegen des scharfen Geruches, der an diesem vornehmen Ort ungemein störe, meinte sie. In dieser Unterkunft werde nun mal die süßlich-milchige Note schnaubender Nüstern vorgezogen. Und zweitens, aber deswegen nicht weniger wichtig, wegen des Beitrags zum Klimaschutz, denn heutzutage sei es vordringlich, die freie Methanabgabe in die Natur - ein böses CO₂-Gas - einzuschränken und diese flüchtige Substanz stattdessen zum Heizen des Stalles zu nutzen.“

„Oh je, überall diese befremdlichen Regeln!“, keuchte Leila, womöglich in Antizipation ihres eigenen Berichtes.

„Das war vielleicht tatsächlich mit das Schwierigste auf der Reise“, sagte Rosalie, nahm einen Büschel Gras und kaute eine Weile darauf herum. „Nun gut, ich benutzte die diesen Rüffel, um die Leitkuh Monica nach ihren tiefgründigeren Lebenserkenntnissen zu fragen. - Wie ich, trage sie leider keine Hörner wegen der Verletzungsgefahr, obgleich diese in ihrer Position recht nützlich wären, um junge unerfahrene Dinger wie mich in den Senkel zu stellen. Ansonsten sei sie jedoch recht glücklich, immer als erste in der Reihe beim Melken. Außerdem hätte ich, Rosalie, vielleicht ihre buschigen Augenbrauen und ihre langen schwarzen Wimpern bemerkt. Mit Blick auf den Wettbewerb der Schönheitsköniginnen im Spätherbst habe sie nämlich Anrecht auf eine tägliche Pflegestunde bei der Bäuerin höchstpersönlich, um sich aufmotzen zu lassen. Da sei meine Stirnlocke, auf die ich offensichtlich so stolz sei, dann wohl nichts dagegen.“

Das war ein Stich ins Herz, den hinzunehmen ich nicht bereit war. „Warum Monica musst du diese schwarzen Bänder um dein schweres Euter herumzuschleppen? Das beengt doch“, fragte ich frech. „Oh, mein Push-up-Bra“, gab Monica zurück, „um den beneiden mich alle, weil ich dadurch meinen schweren Unterbau

viel leichter trage. Nur die allerbesten Milchkühe erhalten ihn, und du Kleine wirst es bestimmt nie so weit bringen.'

Da erkannte ich, dass in dieser Einrichtung, wo scheinbar alles im Überfluss vorhanden war, auch Neid und Missgunst regierten und nur ein armer Schein von Freiheit die seichte Wärme durchdrang.

,Was sie denn von Stieren im Besonderen und der Freiheit im Allgemeinen halte', forderte ich Monica schließlich heraus. ,Was ist überhaupt ein Stier? Kenne ich gar nicht - höchstens einmal von Weitem gesehen. Und was quasselst du von Freiheit. Da scheiß ich drauf - wohlgemerkt am richtigen Örtchen -, solange ich jeden Tag am meisten Milch abliefere.' Monica lief hoherhobenen Hauptes zum Milchabgabegerät, während ich mich im Crescendo der laut muhenden Kühe ganz hintanstellte, um mich ein letztes Mal abpumpen zu lassen. Zwei, dreimal warf ich noch einen Blick zurück, während ich unverzüglich, aber gemächlichen und erhabenen Schrittes die Rückreise zu euch antrat."

„Da ist es mir ganz anders ergangen“, hakte Freya ein. „Anfangs gab es auch bei mir viel Teer und Beton, dazwischen jedoch immer wieder Wald, auch wenn die Monokulturen von Fichte und Kiefer, die sich übrigens teilweise in schrecklich dürftigem Zustand befinden, irgendwann kaum noch guten Sichtschutz boten. Am salzigen Wasser angekommen, musste ich mühsam von Insel zu Insel schwimmen. Ganz erschöpft landete ich endlich an nördlichen Gestaden - in der ,Kuhhemet', wie sie es nennen - und wurde in der dortigen Gemeinschaft der Rinder freundlichst aufgenommen, gehegt und gepflegt, ja regelrecht verhätschelt. So kam ich bald wieder zu Kräften und in mir wuchs zugleich das Verlangen, noch weiter in den Norden zum Götterhimmel vorzudringen. Wohlmeinend wurde mir davon abgeraten, es sei kalt und garstig dort oben, für heutige Rinder und erst noch eine Simmentalerin aus dem Süden

völlig ungeeignet. Selbst mein schöner Name Freya würde mir kaum weiterhelfen.“

„Habe ich doch schon immer gesagt“, murrte Leila dazwischen, „auf die eigentliche Identität kommt es an, nicht auf irgendeinen zufälligen Namen.“

„Ach du lieber Himmel! Du mit deiner ständigen Identitätskrise“, murrte Sontze. „Je mehr Identität umso weniger Freiheit - bei all den möglichen und denkbaren Identitätsmerkmalen, die ständig zu erfüllen sind. Da leg ich lieber mal einen Striptease hin, um mich selbst zu finden. Wenn schon, geht es um deinen Wesenskern, deine Essenz und deine Bestimmung.“

„Genau das habe ich mit ‚eigentliche Identität‘ ja gemeint, du Kuh du!“, maulte Leila zurück. „Aber lassen wir Freya weitererzählen.“

„Also. Ich ließ mich von meinem Vorhaben nicht abbringen“, fuhr Freya fort. „Tausend mahnende Worte fruchteten nicht, ich musste weiter in den Norden, um auf Gleichgesinnte zu stoßen und in Freiheit zu leben. So glaubte ich. Der Weg aber war lang, sicher weiter als jener von der Alp bis ans Salzwasser. Zudem wurde es tatsächlich immer kälter. Ich geriet vom Regen in den Eisregen, vom Eisregen landete ich im Nassschnee, dann im leisen Schneegriesel - wie hier oben auf der Alm bei einer Kaltfront - und am Ende im eisigen Schneesturm. Wohin hatte ich mich nur verirrt in meiner Suche? Zum Glück gelang es mir, meine uralten Auerochsgene zu reaktivieren und mich so den Naturgewalten stoisch entgegenzustemmen, sonst wäre ich bestimmt schon auf der Reise erfroren.“

Im hohen Norden angekommen, verzogen sich blitzartig alle Wolken, und der Himmel erstrahlte in einer Pracht, überwältigend und funkelnder, als ich ihn je gesehen hatte.

Ein wahrhaft göttlicher Anblick. Ich konnte mich nur noch hinstellen und nach oben gucken. In allen Farben von Grün bis Violett tanzten die Polarlichter am Horizont, bis das schwache Licht der Sonne hinter dem Horizont dazwischenfunkte. Fühlte ich überhaupt, wie die Kälte mir in die Knochen fuhr, Schritt um Schritt meine inneren Organe durchdrang und das Herz immer langsamer schlug? Bald schwanden mir die Sinne und ich legte mich in eine Leere, die alles umfasste und süßeste, vollkommene Freiheit versprach.

Ich kann euch sagen, hätten mich nicht die Samen entdeckt und ihre Rentiere mich nicht gewärmt, um mich auf einem ihrer Schlitten wieder nach Süden zu bringen, stünde ich heute nicht vor euch, sondern wäre in den Himmel eingegangen zu Wodan, den Ägirstöchtern, zu Odin und Frigg, Thor und all den anderen.“

Nach einem andächtigen Schweigen fragte Rosalie nachdenklich: „So sehr wir dich unter uns vermissen würden – war die Errettung vor dem Kältetod überhaupt eine Erlösung? Oder wärst du lieber in den Götterhimmel eingegangen?“

„Den Gedanken habe ich, ich weiß nicht wie oft, wiedergekaut. Aber in diesen letzten Augenblicken erschien mir eine Göttin – Frigg war es, glaube ich – und diese belehrte mich, dass es außerhalb meiner ureigenen Bestimmung nur eine Illusion von Freiheit gäbe. Meine Aufgabe als Mutterkuh sei es nun mal, noch einige Kälber auf die Welt zu bringen und ihnen die richtige Idee von Freiheit auf den Lebensweg mitzugeben. --- So bin ich denn ganz froh, euch heute über meinen Ausflug zu den Göttern berichten zu dürfen.“

Alle vier Rinder rissen nach diesem traurig-freudenreichen Bericht ein paar Mäuler voll saftiges Gras ab und schnalzten dabei genüsslich mit der Zunge.

„Hört, wie es mir im Osten ergangen ist, wohin ihr mich geschickt habt,“, meldete sich nun Leila zu Wort. „Viele Tagen war ich ohne erwähnenswerte Zwischenfälle in Richtung der aufgehenden Sonne unterwegs gewesen, als ich irgendwann ein hohes Tor entdeckte, über dem ‚Willkommen in UNSEREM Osten!‘ geschrieben stand.

Die Großbuchstaben überraschten mich ein wenig. Sollte damit eine besondere Identität hervorgehoben oder einfach die Unterschiedlichkeit der Gegend betont werden? Regelrecht erschrocken bin ich, als ich auf das Tor zuing und dahinter ein weiteres Tor erblickte, vor dem ein hagerer hochgewachsener Mann und zwei rundliche kleinere Frauen warteten. Alle drei mit schneeweißen, gestärkten Schürzen und ebensolchen Hauben bekleidet. Über ihrem Tor stand ‚Gesundheitsprüfung‘ geschrieben. Bei den Gestalten hätte es sich allerdings ebenso gut um Metzger oder Bäcker wie um Ärzte und Pflegepersonal handeln können, so schien es mir jedenfalls, und hinter ihrem Tor waren undeutlich weitere Tore sichtbar, die immer kleiner wurden und sich im Unendlichen verloren.

Instinktiv beurteilte ich die Situation und entschied, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Also schlug ich einen Haken und verschwand in den Büschen. Meine Knie zitterten, als ich endlich zum Stehen kam. War ich das Opfer einer überflüssigen Panikattacke geworden? Oder wäre ich tatsächlich auf Herz und Nieren geprüft worden, und hätte man mir eventuell den Eintritt in ‚unseren Osten‘ verweigert? Wer weiß, immerhin bin ich ja eine Schnitzkalbin und daher in ‚unseren Augen‘ weder klar weiblich noch klar männlich.

Wie dem auch sei. Ich entschied am Ende, nachts über die grüne Grenze weiter nach Osten vorzustoßen. Dabei bekam ich, nur so nebenbei erwähnt, ein paar Schrammen ab.“

Leila zeigte den anderen, erkennbar stolz über ihren Wagemut und ihre Entschlossenheit, trotz aller Hindernisse ihre

Ostmission zu erfüllen, die Spuren, die Stacheldraht und Gitterzäune an ihrem zottigen Fell hinterlassen hatten.

„Nicht allzu weit weg von der Grenze erreichte ich ein weites Feld, auf dem eine beachtliche Anzahl Braunvieh weidete. Das Rindvieh rottete sich bereits zusammen, um gegen mich, den fremden Eindringling, eine Phalanx zu bilden und mich davonzujagen, als die Leitkuh Larissa intervenierte und meinte, einen Tag und eine Nacht lang könnten sie mich verstecken, dann müsste ich allerdings wieder abzischen. Ansonsten würde mich der Bauer sicher gleich zum Schlachthaus führen.

Während der kommenden Stunden entspann sich ein langes Gespräch, das ich nicht in allen Einzelheiten wiedergeben kann und will. Nur so viel: Von Rindern der Aberdeen-Rasse hatte das Braunvieh zwar bereits gehört, eine wie mich aber noch nie zu Gesicht bekommen. Sie bestaunten mein dickes dunkelbraunes Fell und leckten mich von oben bis unten ab, sodass die Wunden, die ich mir beim illegalen Grenzübertritt zugezogen hatte, schnell abheilten.

Das eine ergab das andere und im Gespräch fanden sie auch heraus, dass ich eine Schnitzkalbin war. ‚Ein äußerst ungünstiger Zustand hierzulande‘, teilte Larissa mir mit. ‚Bei uns, musst du wissen, ist weiblich gleichbedeutend mit mütterlich. Dazwischen wird nichts zugelassen. Unsere Stiere sind nämlich meistens Ignoranten und öfter auch Nichtsnutze. Sie besteigen dich, machen dir ein Kalb und suchen das Weite, trinken ein paar Glas Obstler oder Wodka und lassen dich zurück mit der Arbeit, dem Haushalt, den Kleinen, mit allem, was sie für die alleinige Aufgabe der Mutterkühe halten – und für das sie sich selbst zu schade sind. Bei dieser klaren Rollenverteilung gibt es in ihren Augen für Andersartige keinen Platz.‘

Natürlich war ich ob dieser Verbitterung aufs Äußerste alarmiert und begann einen Haufen bohrende Fragen zu stellen,

woraus sich folgendes Bild ergab: In früheren Zeiten war man so in die Fänge und Zwänge des Systems der Planerfüllung geraten, dass man sich nur noch mit Lug und Trug über Wasser halten konnte – unter dem Zaun durch grasen, die Milch mit Wasser panschen, abgezweigtes Fleisch in mehr oder weniger geheimen Läden feilbieten, wo eine handverlesene Klientel in fremder Währung bezahlte. Knall auf Fall sei eines schönen Tages alles implodiert und habe die ganze Chose ins Chaos gestürzt. Dabei habe die Menge nun importierter Ware aus dem Westen nicht geholfen, eine neue Ordnung zu schaffen, da die historischen Grundlagen doch ganz andere seien und Konsum allein die Sache sowieso nicht wieder ins Lot bringen konnte. Aus dieser erneuten Selbst-entfremdung habe sich mit der Zeit eine Art national-stolze Verfasstheit, eine nostalgische Front der Ablehnung gebildet, die sich in einer widersprüchlichen Haltung äußere – einerseits wild kapitalistisch, andererseits zutiefst nationalkonservativ. Daher rühre die scharfe Betonung des ‚Unsrigen‘: unsere Jugend, unser Rechtssystem, unsere Lebensart und so fort.

‚Das sieht mir aber weder nach Fisch noch Vogel aus‘, gab ich zu bedenken. ‚Na ja‘, war die kurzangebundene Antwort, ‚da muss man eben mal sehen, wo das hinführt, wieder ins Chaos oder zu stabileren Verhältnissen.‘ Außerdem habe man zum Glück ganz oben einen so richtig tüchtigen Stier, einen ganzen Kerl, der wüsste, was zu tun sei, um auf ‚unserem Weg‘ voranzuschreiten.

‚Das kann aber schaurig danebengehen, alles im Kuhfladen enden, und die Freiheit erneut in den Abgrund einer Fülle äußerer Zwänge reißen‘, warf ich ein.

‚Die Gefahr besteht durchaus‘, antwortete Larissa. ‚Da magst du nicht ganz falsch liegen. Aber bis auf Weiteres haben wir immerhin mehr Freiheiten als früher. – Und einen so richtigen Begriff von Freiheit haben wir hier im Osten ohnehin nicht,

tja, vielleicht haben wir sogar etwas Angst vor ihr. Wir betonen bei uns mehr die Harmonie im Zusammenleben, die Solidarität und gegenseitige Unterstützung – im Rahmen der von oben streng vorgegebenen Regeln natürlich.'

Ich weiß nicht, ob das spöttisch gemeint war oder möglicherweise dialektisch, auf jeden Fall beinhaltete es eine massive Kritik am sogenannten ‚unseren Weg‘. Selbstverständlich sah ich mich veranlasst, in einem langen Plädoyer meiner Ablehnung einer solchen Sichtweise Ausdruck zu verleihen: ‚Allein schon durch meinen Status als Schnitzkalbin‘, sagte ich. ‚Wenn ich im Osten scheinbar hochgradig gefährdet bin als die, die ich nun mal bin, und mir der Genuss jeglicher persönlichen Freiheitsrechte verwehrt bleibt.‘

Larissa stimmte mir lakonisch zu und meinte, ich sollte deshalb so schnell wie nur möglich zurück in den Westen, sonst drohe mir Schlimmes, wenn nicht gar der Tod.

Zuerst zeigte ich mich uneinsichtig. Daher empfahl sie mir, dann zügigst noch viel, viel weiter in den Osten zu verschwinden, wenngleich das womöglich noch gefährlicher wäre, als bei ihnen zu bleiben. Bis nach Sibirien müsse ich, denn dort gäbe es, so habe sie jedenfalls gehört und tröste sich sogar ab und zu mit dem Gedanken, ein schamanisches Wissen um die Freiheit, das aus tiefster Seele komme, zu dem man nur in der Verlassenheit der Taiga und in ständiger meditativer Versunkenheit Zugang fände. Allerdings, sei von dort noch keine Kuh zurückgekommen und weiter als Sibirien könne man, wie sie hier sagten, auch nicht deportiert werden.

Wie ihr euch sicher denken könnt, war ich schockiert. Dabei bin ich mir bis heute nicht sicher, wie die abgründigen Worte Larissas genau gemeint waren. Ernsthaft oder einfach nur als Warnung?"

Leila schaute finster und betrübt ins Tal. Da erfasste Rosalie und auch Sontze ein Mitgefühl mit Leila, und sie wischten ihr mit den Zungen die Tränen aus den Augen. „Gut, dass du dich für die Rückkehr zu uns entschieden hast. Wer weiß, was dir sonst noch alles geblüht hätte“, sagte Freya dazu.

Bald aber hüpfte Sontze übermütig herum und brannte darauf, endlich ihre Geschichte loszuwerden: „Ich war von Anfang an ganz schnell unterwegs und schon nach einer guten Stunde auf der Passhöhe. Kein Senn hätte mich einholen können, da hätte er schon einen Helikopter anfordern müssen, und dem Hund kickte ich zweimal in die Schnauze, sodass er den Schwanz einzog. Bergab ging es noch flotter und ein paarmal, so muss ich zugeben, schrammte ich knapp am Abgrund vorbei. Als ich abrutschte, mich zweimal überschlug und nur durch eine stattliche Kastanie vom Absturz in den Schlund unter mir, wo der Wildbach rauschte, bewahrt wurde, besann ich mich eines Besseren. Wieder bei Sinnen ging ich die Sache etwas bedächtiger an. Warum sich nicht einfach an der Sonne des Südens erfreuen und das Leben genießen? Auf meinem Weg durch die dichten Wälder, die weiten Felder, wo Mais und Korn kuhhoch standen, bergauf und bergab, erging es mir mehrere Wochen lang dann auch bestens.

An der südlichsten Spitze des Südens angekommen, dort, wo linkerbein – oder wie Hugo meinte Lee oder Backbord – die Sonne aus dem türkisfarbenen Meer aufsteigt und sie rechterbein – besser Luv oder Steuerbord, wie mein Hugo immer betonte – ins silberblau gleißende Meer verschwindet, traf ich auf ein kleines Dorf. Die Sonne stand blendend hoch am Horizont über den schneeweißen Häusern, die an den Felsen geschmiegt in der Klippe hingen, und brannte gnadenlos auf die Erde hinunter. Ich schwitzte wie eine Sau und mein goldbraunes Fell zeigte mehrere dunkle Stellen. – Mit Verlaub gesagt, liebe Freya und Rosalie, kam ich mir wie ein Fleckvieh vor. – Ich war so erleichtert, auf dem Platz vor der Kirche

mit einem blauen Türmchen eine Riesenplatane vorzufinden, dass ich mich sofort in ihren Schatten hinter ein paar mickrige braune Stauden legte, dem Hauch einer Brise nachspürte und auch gleich eindöste. Neben dem schweren Atem meiner Nüstern war zu dieser Tageszeit kein Laut zu hören, und ich war zufrieden, endlich mein Ziel erreicht zu haben.

Drei, vier Stunden mochte ich, im Traume lustwandelnd an erfrischenden Gewässern, geschlafen haben, als ich spürte, wie langsam Leben aus dem Gemäuer nun drang. Ein paar schwarze Gestalten, die sich vor den Türen mit Besen und Wasser zu schaffen machten. Männer jetzt saßen auf Stühlen, der Siesta entrissen, ihre Pfeifen zu stopfen, mit Nachbarn zu plaudern.

Dann, urplötzlich, unvermutet, näherte sich ein Klopfen von Paarhufen auf ausgesengtem Boden, wurde immer lauter und übertönte die ersten Regungen im Dorfe. – Und da stand er, rabenschwarz das Fell, blutrot die Augen, bullig der Nacken, breit und mächtig die Schultern. Nur wenige Meter von mir senkte er schnaubend sein Haupt mit spitzen dicken Hörnern und brüllte, dass die Platane erzitterte, das Glöcklein im Turm anschlug und mir das Herz fast stehen blieb.

Es war Hugo der Taurische Stier aus der Krim, der, wie ich später erfuhr, aus dem Osten zugewandert war. Jetzt aber eilten aus allen Himmelsrichtungen Musikanten mit Bouzouki, Lyra, Flöten, Geigen und Trommeln heran, und stellten sich unmittelbar vor mir auf. (Zu meiner großen Erleichterung muss ich sagen, da ich schon fürchtete, Hugo habe mich entdeckt und würde mich sicher gleich aufspießen.) Die Musik begann zu spielen, melancholische Lieder, langsam dahinschleichend, dann plötzlich schneller und aufbäumend, um wieder in einschmeichelnde Melodien von Liebe, Freude und Schmerz zu verfallen. Am Horizont versank die Sonne langsam im Meer, während Hugo sich wiegte, in die Ferne starrte und dazu tänzelte.

„Das hast du jetzt wunderbar, direkt poetisch, beschrieben“, warf Rosalie dazwischen, während Freya vielleicht etwas neidisch den Kopf hin und her wippte. Sontze aber ließ sich nicht beirren und fuhr fort: „Die Musik klang fremd in meinen Ohren, drang jedoch tief in mein Herz und eine unbekannte, widersprüchliche Sehnsucht nach Heimat und Ferne zugleich durchflutete mich. Erst später erfuhr ich ein wenig mehr über die griechische Volksmusik und insbesondere Rembetiko, Mikis Theodorakis und Manos Hatzidakis oder das Éntecho Tragoudi, das populäre Kunstlied, einer Maria Farandouri. Für den Augenblick war ich hin und hergerissen zwischen dem Wunsch, in der Erde zu versinken oder aber aus meinem Versteck hervorzutreten. Auch brannte meine Kehle unterdessen vor Durst, als Hugo ungeduldig auf den Platz stampfte und so etwas wie ‚Hasipiko‘ brummelte.

Eine Gestalt, wie ein Metzger gekleidet, rannte herbei, stellte einen Eimer Wasser vor die Schnauze des Tieres und verschwand gleich wieder. ‚Hasapiko!‘, ertönte es erneut aus der Kehle des Stieres, und Hugo legte einen Tanz hin, der mit ganz langsamen Schritten begann, vor und zurück, die Haxen über Kreuz, und immer schneller wurde, bis mein Hugo sich wie ein Derwisch um die eigene Achse drehte und den Schautanz zu einem ‚Hasaposervikos‘ steigerte.

Ich konnte nicht mehr, ich war dahin. Weder Tod noch Teufel fürchtend trat ich aus meinem Versteck, ging auf den Eimer zu und schlürfte erst einmal ein paar Schluck. Die Musiker erstarrten, Totenstille senkte sich über den Platz. Alle starrten auf den mächtigen Stier. Hugo schwitzte aus allen Poren, trat auf mich zu und rempelte mich sanft an. ‚Zuerst trinke ich, der Tänzer‘, sagte er, ‚dann zeige ich dir ein paar Schritte und wir drehen ein paar Runden zusammen. Danach kannst du trinken, soviel du willst.‘

Genauso geschah es dann auch. Und um die Geschichte abzukürzen, kann ich nur sagen, dass wir tagelang ein Herz und eine Seele waren und ich mich so glücklich und frei fühlte, wie noch nie in meinem ganzen Leben.“

„Das schon wie viele Jahre alt ist?“ fragte Leila spitz. „Wenn es so toll war, warum bist du denn nicht an der südlichsten Spitze des Südens geblieben?“

„Sich ans Glück gewöhnen, muss man eben üben“, kommentierte Freya. „Das geht nicht von alleine. Sonst ist es auch gleich wieder futsch.“

„Und was soll denn das mit all den Zungenbrechern – Chasi..., Chasape ...“, meinte Rosalie. „Da lob ich mir den einfachen Jauchzer unserer Sennen.“

„Ach, tut jetzt nicht so. Das mit dem Zahn der Zeit kennt ja jeder“, antwortete Sontze altklug und ein klein wenig pikiert. „Die Gewohnheit schleicht sich ein. Dann, als ich anfang, die griechische Musik besser zu verstehen, nachdem Hugo sie mir erklärt hatte, und ich bald eleganter tanzte als er, begann ich ebenfalls zu begreifen, dass er, so attraktiv ich seinen knackigen Hintern fand und so charmant er mit mir immer umging, im besagten Dorf ein Art Terrorregime führte. Ein Regime allerdings, das seit meinem gewagten Auftritt zusehends ins Rutschen geriet. Zuerst blieben die Ziegen stehen, anstatt auf die Dächer der Häuser zu kraxeln, wann immer der Stier nahte. Dann kamen ein paar Musiker zu spät oder gar nicht, und die Zuhörer rauchten immer mehr Haschisch, was freilich zur Musik recht gut passte, und riefen häufig dazwischen, wenn wir tanzten. Zum Schluss tauchte die Gestalt in der weißen Schürze mit einem riesigen Messer in der Hand anstelle des Wassereimers auf. Der Bann war gebrochen, und wir suchten das Weite.“

Am Meer unten angekommen, lud Hugo mich auf seinen prächtigen Rücken, um mit mir in die lauen Wasser der Bucht hinauszuschwimmen. Angesichts der johlenden Dorfjungend, die uns verfolgte, paddelte er kurz entschlossen linkerbein um eine Landzunge herum. „Ich will unbedingt andernorts neu anfangen – mit dir selbstverständlich“, keuchte er. Aber als Hugo zurück an Land schwamm, kam es zu einem heftigen Streit: „Jetzt geht die Sonne aber in Luv auf und später in Lee unter“, schrie ich in sein Ohr, worauf er steif und fest an seiner Idee von Luv und Lee festhielt und versuchte, mich in ein Labyrinth von Ansichten über Himmels- und Windrichtungen zu verwickeln. Ich nannte ihn einen Lügner, und er warf mich vom Rücken. „Ohne mich kommst du nie und nimmer zurecht“, rief Hugo mir nach: „Du weißt ja nicht einmal, was Hasapiko bedeutet. Hasapiko, auch Makelarikos genannt, bedeutet nämlich nichts anderes als ‚der Tanz der Metzger‘! Lebewohl du blonde Kuh aus dem Norden und tanze doch den Tanz alleine“. Das konnte ich ihm nicht verzeihen und ich rief ihm zu: „Dreh ab Hugo, dann stimmt deine Theorie von Luv und Lee wieder!“ Hugo befolgte meinen Rat und verschwand in den schwarzen Wassern der See, Kreta entgegen.

Ich aber machte mich wohl oder übel auf die Hufe zurück zu euch im Norden – wehmütig war ich, mühselig war es, ganz anders als die Hinreise – und entkam allen Messern, so schnell sie auch gewetzt wurden. Kam mir doch einmal ein Metzger zu nahe, wandte ich Hugos Geheimrezept an – wild auf den Boden schlagen und schnauben. Mit Erfolg, wie ihr sehen könnt.“

Die vier Rinder hatten sich erschöpft niedergelegt und während einer langen Phase des Wiederkäuens einigermaßen erholt, als Freya in die Runde fragte: „Und jetzt, welche Lehre ziehen wir aus unseren Versuchen, in allen Richtungen der Windrose einen neuen Umgang mit der Freiheit zu finden?“

„Schön in die Hose gegangen“, meinte Rosalie. „Lieber ein paar Distelzwacker und steile Triftwege statt Wonderbras, Missgunst und Neid. Dazu die Langweile von Robotern, die an meinen Klauen und meinem Euter rummachten – obschon, die Bürstmaschine war angenehm, mmh!“

„Eigentlich reden wir hier von der Freiheit“, unterbrach sie Freya. „Über die äußeren Zwänge hinaus findet man immer auch irgendwelche anderen Gründe, sich unfrei zu fühlen ...“

„... oder aber im Gefühl der Freiheit zu schwelgen, wie ich eine Zeit lang mit Hugo.“

„Wir geraten auf Abwege“, fand Leila. „Freiheit ist mehr als ein Gefühl – sie ist ein Recht.“

„Schon möglich, dann müssten wir jedoch eine Liga der ausbüxenden Kühe gründen, um unsere Rechte geltend zu machen, sonst bestimmen weiter der Senn und seine Hunde unser Geschick, oder der Bauer und seine Alliierten, die den Milchpreis festlegen und dergleichen mehr“, behauptete Milchkuh Rosalie.

„Jetzt hört mal auf! Freiheit ist universal und bedeutet, von Zwängen, Identitätsmerkmalen oder Interessen unabhängig zu sein“, brüllte Freya.

„Zumindest für uns Kühe hat sie in diesem Fall auf weniger als einer Ohrmarke Platz“, schnauzte Rosalie zurück, und Sontze versuchte zu schlichten: „Immerhin haben wir versucht, die Freiheit zu finden, und sind ausgebrochen dafür. Auch wenn wir dabei nicht unversehrt geblieben sind und sie nicht wirklich gefunden haben, ein Versuch war es wert. Wir haben Mut bewiesen und dabei unsere Würde bewahrt. Freuen wir uns des Lebens!“

Das Braunvieh ging auf die Schnitzkalbin zu und versuchte ihren Hintern an ihrer Seite zu reiben.

„Lass das, verwöhntes Rind!“, schrie diese auf, beruhigte sich aber wieder schnell. „Wenn eine Kuh etwas aus guten Gründen tut oder zulässt, also auf Grundlage reiflicher Überlegung entscheidet, finde ich das nicht schlecht, obschon es mir am schlechtesten von uns allen ergangen ist. Ich selbst wollte in den Süden, nicht in den Osten!“

„Kommt es überhaupt auf die Himmelsrichtung an? – Nach dem Brimborium, das in der Presse um deinen Ausflug in den Osten veranstaltet wurde, hat der Bauer doch versprochen, du dürftest am Leben bleiben“, malmte Rosalie.

„Schon, aber wie viele Jahre? Davon hat er nichts gesagt, und ist die Aufmerksamkeit einmal weg, dann –.“

„Also, vielleicht verschwinde ich nochmal in den Süden. Wenn du willst, kannst du mich ja begleiten, Leila. Dieser Sirtaki-Stier sitzt mir schon noch im Nacken – und auf der Seele.“ Sontze schnaubte Leila mit ihrem warmen Atem tröstend an.

„Tu' jetzt nicht so! Ich gehe, wohin ich will!“, schallt Leila die Sontze und versuchte, die inzwischen zum Rind herangewachsene Färse zu besteigen: „Auch hier oben auf der Alp können wir Kühe tanzen, wenn wir wollen!“

Freya aber schwenkte bedeutungsschwer ihr Simmentaler Haupt und rief zur Ruhe. „Wir haben die Freiheit einfach am falschen Ort gesucht, nämlich in der äußeren Welt. Erinnert euch, was Larissa Leila erzählt hat. In der Mär von Sibirien können wir vielleicht die Weisheit finden: Letztendlich ist Freiheit mehr in unseren Köpfen, Herzen und Gemütern als an einem bestimmten Ort auf Erden. Ich jedenfalls bin mir meiner Freiheit hier oben auf der Alm inzwischen sehr bewusst und genieße das einfache Leben. Obschon, in einer sternenklaren Nacht rufe ich mir schon gerne meine Erlebnisse im hohen Norden in

Erinnerung. Ah, dieses Eintauchen in die Leere, erfüllt mit all den Polarlichtern.“

„Muuuh, muuh, muh“, bestätigte Rosalie aus voller Kehle. „Das war sicher schön!“

„Mit Sibirien habe ich euch wenigstens auf die richtige Spur gebracht“, sagte Leila, und meckerte vor Freude wie die Ziegen und blökte wie die Schafe weiter oben auf der Alm. Die vier Kühe lachten, und alles Weitere ging im Glockengesang von Sontze unter, die wie toll herumkalberte.